

Jürgen Ziemer

Andere im Blick

Diakonie, Seelsorge, Mission



Andere im Blick

Theologie für die Gemeinde

Im Auftrag der Ehrenamtsakademie
der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens herausgegeben
von Heiko Franke und Wolfgang Ratzmann

Jürgen Ziemer

Andere im Blick

Diakonie, Seelsorge, Mission



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
Leipzig



Jürgen Ziemer, Dr. theol., Jahrgang 1937, studierte Evangelische Theologie in Greifswald und Halle. Er ist em. Professor für Praktische Theologie an der Universität Leipzig. Zu seinen wichtigsten Veröffentlichungen zählt »Seelsorgelehre. Eine Einführung für Studium und Praxis« (3. Aufl. 2008).

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2013 by Evangelische Verlagsanstalt GmbH · Leipzig
Printed in Germany · H 7594

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheber-
rechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und
strafbar.

Das Buch wurde auf alterungsbeständigem Papier gedruckt.

Cover: Kai-Michael Gustmann, Leipzig
Coverfoto: © (von oben nach unten) BeTa-Artworks (Fotolia.com),
Fotosearch.de, detailblick (Fotolia.com)
Layout und Satz: Steffi Glauche, Leipzig
Druck und Binden: BELTZ Bad Langensalza GmbH

ISBN 978-3-374-03148-1
www.eva-leipzig.de

Inhaltverzeichnis

Einleitung:

Der andere Mensch. Grundeinstellungen 9

1 Anderen helfen. Diakonie 21

1.1 Was ist eigentlich Diakonie? 21

1.2 Ist Diakonie überhaupt noch zeitgemäß?
Diakonie im Sozialstaat 25

1.2.1 Passt die Diakonie in unsere moderne
Gesellschaft? 26

1.2.2 Was nützt die Diakonie eigentlich der Kirche? . . . 29

1.3 Was ist eigentlich »christlich« an der
christlichen Diakonie? Zur theologischen
Grundierung diakonischen Handelns 31

1.3.1 Helfen ist menschlich –
schöpfungstheologische Aspekte 32

1.3.2 Das Recht der Armen –
Diakonie im Alten Testament 33

1.3.3 »Realismus der Barmherzigkeit« –
Diakonie im Neuen Testament 35

1.3.4 Genug der Liebe? Zur Frage nach der christlichen
Qualität des diakonischen Handelns 38

1.4 Engagiert in der Diakonie. Helfende im
Haupt- und Ehrenamt 43

1.5 Braucht Diakonie Gemeinde?
Auf dem Weg zur diakonischen Gemeinde 46

1.5.1 Diakonische Aufmerksamkeit 49

1.5.2 Diakonische Praxis 50

2	Anderen zuhören. Seelsorge	55
2.1	Christliche Seelsorge und die Sorge um die Seele	55
2.1.1	Seelsorge heute noch gefragt?	55
2.1.2	Was ist eigentlich Seelsorge?	56
2.1.3	Seelsorge als Sorge um die Seele	57
2.1.4	Seelsorge oder Psychotherapie?	58
2.2	Unterschiedliche Gestalten von Seelsorge	62
2.2.1	Seelsorge als Beichte	63
2.2.2	Seelsorge als personale Begegnung	64
2.2.3	Seelsorge als geistliche Begleitung	65
2.2.4	Seelsorge als Beratung	65
2.2.5	Seelsorge als Krisenhilfe	66
2.3	Das seelsorgliche Gespräch	67
2.3.1	Seelsorge als offene Begegnung	68
2.3.2	Hilfreiche Verhaltensweisen	69
2.3.3	Äußere Bedingungen	72
2.3.4	Was zu einem »guten Gespräch« beiträgt	73
2.3.5	Und wo bleibt das »Geistliche«?	75
2.4	Arbeitsfelder ehrenamtlicher Seelsorge	76
2.4.1	Chancen und Grenzen ehrenamtlicher Seelsorge	77
2.4.2	Ausgewählte Arbeitsfelder ehrenamtlicher Seelsorge	79
3	Andere einladen. Mission heute	88
3.1	Zugänge. Zur Mission herausgefordert	88
3.2	Mission im Spannungsfeld von Geschichte und Moderne	91
3.2.1	Ambivalente Missionserfahrungen	92

3.2.2	Mission angesichts der Freiheitsimperative der modernen Gesellschaften?	95
3.3	Neutestamentliche Perspektive: Missionarische Kommunikation.	98
3.4	Kriterien: Mission unter neuzeitlichen Bedingungen	101
3.4.1	Realistische Zielsetzung	101
3.4.2	Von den Anderen her denken	104
3.4.3	Die Sprache der Anderen sprechen.	105
3.4.4	Dem Zeugnis des Lebens vertrauen	106
3.4.5	Missionarische Gelassenheit lernen	108
3.5	Arbeitsfelder: missionarische Praxis heute	109
3.5.1	Einladender Gottesdienst	111
3.5.2	Religiöse Bildungsangebote	112
3.5.3	Offene Kirche	114
3.5.4	Kulturelle Brücken	116
3.5.5	Aufsuchende Seelsorge	117
3.5.6	Teilhabe an der missionarischen Arbeit in Kirche und Region	119
	Editorial zur Reihe	124

Einleitung.

Der andere Mensch. Grundeinstellungen

Im Brennpunkt dieses Buches steht der andere Mensch. Es geht um Menschen in ihren konkreten Lebensbezügen. Das entspricht in elementarer Weise dem, was Kern des Evangeliums ist, nämlich: dass Gott uns in Jesus Christus auf sehr konkrete Weise als Mensch begegnet. Diakonie, Seelsorge und Mission sind Handlungsfelder der Kirche, in denen es um den Menschen geht; eben so sind sie Wesensäußerungen des Glaubens.

»Im Brennpunkt dieses Buches steht der andere Mensch.«

»Im Mittelpunkt der Mensch« – das ist nicht nur ein vertrauter und oft überstrapazierter humanistischer Imperativ, sondern auch die ethische Substanz des christlichen Glaubens. Im Mittelpunkt steht der Mensch, damit er Mensch werden und bleiben kann – einschließlich aller seiner sozialen, physischen, geistigen und religiösen Bedürfnisse und Möglichkeiten.

Die besondere Perspektive, die sich durch den Bezug auf die Arbeit in Diakonie, Seelsorge und Mission ergibt, ist der »andere Mensch«, also der Mensch, der nicht Ich ist, aber mit dem ich auf verschiedene Weise zu tun bekomme. Es ist von hoher Bedeutung, mit welcher inneren Einstellung ich mich – sei es in ehrenamtlicher, sei es in beruflicher Arbeit – diesem »Anderen« nähere.

Zunächst einmal legen die vertrauten Handlungsfelder von Diakonie, Seelsorge und Mission nahe, dass es darin um andere Menschen geht, die in irgendeiner Weise, bewusst oder unbewusst, der Aufmerksamkeit, der Zuwendung, der

Hilfe bedürftig sind. Besonders sichtbar ist das im Bereich der Diakonie, bei der das ganze Spektrum menschlicher Angewiesenheit sichtbar wird. Auch in der Seelsorge begegnen uns Menschen, die Fragen haben, nach Rat und Orientierung suchen. Selbst die missionarische Arbeit, sofern wir darin mehr sehen als kirchliche Werbungsversuche, setzt voraus, dass es bei den Menschen, die wir ansprechen, offene Fragen und Interessen gibt.

Ist der »andere Mensch« am Ende immer der angewiesene Mensch? Eine solche Sichtweise würde die Realität des Anderen in gefährlicher Weise verkürzen.

Der andere Mensch – mir gleich

Leicht stellt sich eine Perspektive ein, aus der ich als Ratgeber, Helfer, Seelsorgerin den »anderen« Menschen primär von seinen Defiziten her sehe und behandle. Der Andere ist in dieser Sichtweise vor allem bedürftig, ihm fehlt etwas an Gesundheit, an Lebenskompetenz, an sozialer Zugehörigkeit, an seelischer Balance, an geistiger Orientierung oder was auch immer. Das ist in gewisser Hinsicht ja auch zutreffend und es gehört zu den elementaren Wesensmerkmalen des Menschseins, der Hilfe und des Rats Anderer bedürftig zu sein. Aber es ist gefährlich, den anderen Menschen primär in dieser Perspektive zu sehen und auch darauf festzulegen, ihn von dem her, was ihm fehlt, zu definieren. Ich schaffe auf diese Weise immer wieder neu ein Gefälle von den Helfenden zu den der Hilfe Bedürftigen.

Ein solches Gefälle spiegelt sich auch noch in den kirchlich so gern verwendeten Für-Formeln wider: für andere da sein, Kirche für andere, Für-Sorge üben. Daran ist nichts

falsch. So hatte Dietrich Bonhoeffer mit gutem Grund einmal den Gedanken eines »Daseins für andere«, ja auch einer »Kirche für andere« in die Debatte geworfen. Er tat dies in Abgrenzung gegen eine Kirche, der es vor allem um ihre Selbsterhaltung ginge. In diesem Sinne hat die Für-Formel nach wie vor ihre Bedeutung. Sie bricht Haltungen der Selbstbezogenheit auf und lenkt unseren Blick auf die Welt, auf das Leben der Menschen, auf die ethischen, sozialen, politischen, karitativen Herausforderungen unseres Alltags. Aber es lauert in all den Für-Formeln die Gefahr, dass wir dadurch andere Menschen – oftmals in edelster Absicht – zu Hilfebedürftigen, zu Empfängern unserer Wohltätigkeit machen und zu Adressaten unserer Belehrungen. Das aber lässt sie kleiner erscheinen als uns selbst. Mancher mag es gar nicht so schnell spüren oder sich gar nicht daran stören. Aber es bringt das Gefüge menschlicher Beziehungen in eine Schiefelage.

Die wichtigste Grundeinstellung zum anderen Menschen gerade auch in den Situationen, in denen er unser bedarf,

»Die wichtigste Grundeinstellung zum anderen Menschen gerade auch in den Situationen, in denen er unser bedarf, lautet: Er ist wie ich.«

lautet: Er ist wie ich. Das entspricht ziemlich genau dem biblischen Liebesgebot: »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!« (Mt 22,39). Der Andere ist mir ebenbürtig und gleichwertig. Damit werden die Unterschiede

bis hin zur völligen Hilflosigkeit eines Anderen nicht gelehnet. Aber es wird einer Unterschiedenheit in der Bewertung des Anderen als Menschen gewehrt.

Der andere Mensch ist wie ich. Die Wertschätzung des anderen Menschen ist die Grundlage allen helfenden Han-

delns, um das wir uns in Gemeinde und Kirche bemühen. Christus verstärkt das noch einmal ganz stark, wenn er im Gleichnis vom großen Weltgericht sagt: »Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan hat, das habt ihr mir getan« (Mt 25,40). Der Geringste ist wie ich, sagt Jesus also, nicht weniger. Mehr Wertschätzung kann nicht zum Ausdruck gebracht werden. Und besser kann man nicht »dienen«.

Wertschätzende Einstellung

Es ist vielleicht eine der größten Herausforderungen des helfenden Handelns, immer wieder dieses Maß an Wertschätzung aufzubringen. Man kann es wollen, oft gelingt es nicht. In der Praxis des Umgangs in der Pflege etwa. Ist es Stress, ist es Routine oder einfach Gedankenlosigkeit? Manchmal überfordert uns der andere Mensch einfach. Dann stellen sich Wut und Erschöpfung ein. Es regiert der abschätzige Blick, die herablassende Pose, der verächtliche Gedanke.

Keine Tugend ist wie die: keinen verachten. So heißt es schon bei einem der frühen Väter des Wüstenmönchtums (Theodor von Pherme 13/280, zit. nach Weisung der Väter, Trier 62005). Jemanden zu verachten, bedeutet sich über ihn zu erheben, ihn seiner Würde berauben, ja letztlich ihm sein Existenzrecht zu bestreiten. Unterschwellig verletzend ist die Verachtung besonders dann, wenn sie mit einer Pose der Fürsorglichkeit verbunden ist. Gerade in kirchlichen Arbeitsfeldern begegnet eine solche Verhaltensweise gar nicht so selten.

Verachtung beginnt ja nicht erst mit unseren Handlungen, nicht einmal mit Worten, sie beginnt in unserem Her-

zen. Da entscheidet sich, wie aufrichtig die Wertschätzung der Menschen ist, mit denen wir zu tun haben. Und hier beginnt die eigentliche Arbeit. Wie wir Andere wert schätzen, das hängt sehr damit zusammen, wie wir uns selbst sehen und bewerten. Halte ich mich selbst für besser als Andere, oder ist eher das Gegenteil der Fall, dass ich mich selbst verachte? Das Eine wie das Andere hindert uns an aufrichtiger Wertschätzung von Anderen. Zur notwendigen nüchternen und aufrichtigen Selbstwahrnehmung ermutigt ein anderes Wüstenwort: *Wenn Du Ruhe finden willst, heißt es da, dann sprich bei jeder Handlung: ›Ich – wer bin ich?‹ und richte niemand!* (Joseph in Panepho 2/385, zit. ebenda)

Die Wertschätzung des anderen Menschen – das ist die Grundlage des Handelns in der Diakonie wie in der Seelsorge und selbstverständlich auch bei dem, was wir Mission nennen. Es bedeutet, die anderen Menschen als Subjekte anzusehen und zu respektieren – mit eigener Würde und eigenem Willen. Es geht darum, nicht immer »für« sie zu denken, zu sprechen, zu handeln, sondern »mit« ihnen. Sie sind nicht Objekte unserer Aktivitäten, sie sind nicht nur Nehmende. Wer mit Anderen arbeitet, sie pflegt, Gespräche führt – gibt nicht nur, sondern empfängt auch. Er bekommt Anteil an fremder Erfahrung, fremden Gefühlen, schmerzhaften wie ermutigenden. Es ist wunderbar zu erleben, wenn pflegende Personen mit ihren Patienten respektvoll und liebevoll umgehen. Das geschieht gar nicht so selten, gerade etwa auch im Umgang mit Demenzzkranken. Wer wertschätzend mit anderen Menschen umgeht, geht nicht leer aus.

»Wer mit Anderen arbeitet, sie pflegt, Gespräche führt – gibt nicht nur, sondern empfängt auch.«

Das gilt in gleicher Weise für Gespräche in einem seelsorglichen Kontext und für den offenen Glaubensdialog. Wer da meint, immer nur Antworten geben zu müssen, wer Andere belehren möchte, ohne auf sie zu hören und ohne bereit zu sein, von ihnen zu lernen, wird den anderen Menschen verfehlen. Im Belehren kann ein Keim des Verachtens stecken. *Den Nächsten belehren ist das gleiche wie ihn anklagen* lautet noch einmal ein sehr pointiertes Wort aus dem Wüstenmönchtum (Poimen 157/731, zit. ebenda). Die Gefahr ist, dass der Andere nicht als gleichwertiges Gegenüber angesehen wird, nicht wirklich als Subjekt.

Die Wertschätzung des anderen Menschen ist die Voraussetzung dafür, dass zwischenmenschliche Hilfe in Wort und

Tat ihr Ziel wirklich erreicht und so auch emotional befriedigend und befreiend erlebt werden kann. Wertschätzung macht es möglich, sich auf den anderen Menschen ohne Vorurteile einzulassen, ihn als Person wahrzunehmen: seine Stimme zu hören, seine Gesten zu deuten, seine Gefühle zu verstehen. Die

»Wertschätzung macht es möglich, sich auf den anderen Menschen ohne Vorurteile einzulassen, ihn als Person wahrzunehmen: seine Stimme zu hören, seine Gesten zu deuten, seine Gefühle zu verstehen.«

Kommunikation wird umso befriedigender, je weniger wir nur an der Oberfläche bleiben, unsere »Pflicht« tun und ein bisschen Konversation machen. Erst wenn der andere Mensch spürt, dass wir etwas von seinem inneren Leben, seinen Empfindungen, seinem Leiden und seinen Hoffnungen verstehen, kommen wir ihm ein Stück näher. Und das kann dann hilfreich und aufbauend sein.

Einführendes Verstehen (Empathie)

Freilich, solch ein Näherkommen setzt voraus, dass wir überhaupt dazu in der Lage sind, mit dem Anderen zu fühlen. Das ist keinesfalls selbstverständlich. Psychologisch gesprochen geht es um unsere Fähigkeit zur Empathie, zum verstehenden Einfühlen in die innere Welt eines anderen Menschen. Um zu erfahren, wie schwer das ist, muss man sich nicht mit kranken oder hilfsbedürftigen oder Rat suchenden Menschen beschäftigen. Das erfährt man ja vielfach schon im Umgang mit den nächsten Angehörigen. Wie gut kann sich der Mann in die Gefühlslage seiner Frau versetzen und umgekehrt, schon wenn es nur um simple Alltagsentscheidungen geht? Wie gut funktioniert das in der Kommunikation zwischen Kindern und Eltern? Ein hastig hingeworfenes »Ich verstehe dich schon!« sagt wenig, und manchmal ist das krasse Gegenteil der Fall. Oft scheitert ein dauerhaftes Miteinander in der Familie wie im sozialen Engagement an der Fähigkeit, sich in den Anderen hineinzusetzen und mit ihm zu fühlen. So werden wir ihm nicht gerecht, obwohl wir doch scheinbar alles getan haben.

Wichtig ist nun aber, sich bewusst zu machen, dass man die eigene Empathiefähigkeit trainieren kann. Das braucht Zeit, aber es lohnt sich, das zu versuchen, wenn man mit anderen Menschen arbeiten möchte. Supervisionsgruppen können dabei sehr hilfreich sein.

Allzu viel Skepsis über unsere Empathiebegabung tritt inzwischen die Neurowissenschaft entschlossen entgegen. Der Mensch sei von seinen hirnpfysiologischen Voraussetzungen her grundsätzlich empathiefähig, heißt es da. Nicht nur die eigenen Emotionen haben im Gehirn ihre körperli-

chen Ausdrucksformen, sondern auch die an einer anderen Person wahrgenommenen. Zuständig dafür sind die so genannten Spiegelneuronen. Über sie *wird im Gehirn der wahrnehmenden Person eine spiegelbildliche Resonanz zu dieser Reaktion, die an der anderen Person beobachtbar ist, hergestellt.* (Wege zum Menschen 63, 2011, 600) Diese hirneurophysiologischen Gegebenheiten schützen gewiss nicht vor Fehldeutungen und Täuschungen, aber sie sind doch ein Beleg dafür, dass unsere Bemühungen um empathisches Verstehen anderer Menschen Unterstützung durch unsere konstitutionelle Ausstattung erfahren. Verstehen ist möglich, und wenn jemand spürt, dass sein Gegenüber wenigstens ahnungsweise mitbekommt, wie es ihm geht, dann ist viel gewonnen.

Ein besonderes Problem ergibt sich, wenn bei mir ein anderer Mensch, mit dem ich – sei es in der Pflege, sei es in der Seelsorge – zu tun bekomme, ausgesprochene Antipathie erzeugt, aus welchen Gründen auch immer. Empathie setzt auch ein gewisses Maß an Sympathie voraus. Das freilich sollte nicht mit Freundschaft, überhaupt nicht mit einer privaten Beziehung gleichgesetzt werden. Gleichwohl liegt hier ein besonderes Problem und entstehende Probleme sollten nicht verschwiegen werden. Je offener ich mit meinen antipathischen Gefühlen umgehe – sei es gegenüber dem Betreffenden selbst, sei es im Austausch mit anderen Vertrauenspersonen –, umso weiter werden die Spielräume des eigenen Handelns und Verhaltens. Ein diakonischer Heroismus nach dem Motto »Ich bin zum Helfen da, meine Gefühle spielen keine Rolle«, mag für den Augenblick weiterhelfen, auf die Dauer führt er nicht selten in die menschliche Katastrophe, die wir heute gern auch »Burnout« nennen.

Systemisches Verstehen

Neben dem empathischen Verstehen gibt es eine weitere wichtige Weise des Verstehens. Wir nennen sie systemisch. Haben wir bisher den anderen Menschen ganz bewusst als Individuum betrachtet, so gilt es nun den Blick auf das »System« hin zu weiten, in das er eingebunden ist. Kein Mensch ist eine Monade, die nur für sich existiert. Zu ihm gehört, was wir seine »Lebenswelt« nennen, also die vielfältigen familialen, sozialen, kulturellen, ethnischen, religiösen Vernetzungen, in denen sich das individuelle Leben abspielt. Der beste Zugang zur Lebens- und Erfahrungswelt des anderen Menschen ist das, was er uns erzählt, sei es ausführlich, sei es andeutungsweise und gebrochen. Aufrichtiges Interesse und sensibles Zuhören sind hier die wichtigsten Verhaltensweisen. Sie tatsächlich aufzubringen – etwa unter dem Zeitdruck der täglichen Pflegeleistung, ist freilich eine ziemliche hohe Anforderung.

Es ist nicht ohne Bedeutung, unter welchen Bedingungen ein Mensch aufwächst und unter welchen er gegenwärtig lebt. Wenn wir uns z. B. über religiöse Fragen mit einem Menschen austauschen, spielt oft schon eine Rolle, ob er seine Wurzeln in Ost- oder Westdeutschland hatte. Religiosität hat sehr viel mit Tradition zu tun, mit der Familie und dem kulturellen Umfeld. Wer ohne religiöse Erziehung aufwächst, wird zu bestimmten Fragen, die uns vielleicht sehr wichtig sind, kaum einen inneren Zugang finden. Oder: wer in einer Problemfamilie groß geworden ist, vielleicht hin- und hergerissen zwischen einzelnen Familienteilen, wird es möglicherweise sehr schwer haben, zu einem anderen Menschen Vertrauen zu gewinnen, sich gar an ihn zu binden.

Den anderen Menschen zu verstehen – das ist eine große Aufgabe. Sie kann misslingen, nicht nur weil die Gefühle widersprechen oder weil wir die näheren Lebensumstände nicht kennen. Es gilt, auch die wesenhaften Grenzen des empathischen wie des systemischen Verstehens zu beachten. Ich sollte nie zu sicher sein, den Anderen wirklich zu verste-

»Ich sollte nie zu sicher sein, den Anderen wirklich zu verstehen.«

hen. Denn der Andere ist wirklich auch ein Anderer, er ist nicht Ich. Das störrische Kind in der Kita, der sterbende Patient auf der Kranken-

station, die verzweifelte Ehefrau in der Begegnungsstätte, der aufgeregte Tourist im Kirchencafe – in jedem dieser Menschen begegnet mir auch etwas völlig Neues, Unvertrautes, Fremdes, manchmal auch Irritierendes.

Das mir Fremde im anderen Menschen fasziniert, und es markiert zugleich die Grenze meines Zugangs zu ihm. Auf der einen Seite werde ich dadurch angezogen, dass mir im anderen Menschen jemand begegnet, der Anderes erlebt oder das Gleiche anders erlebt hat, der also wahrhaft ein Anderer ist. Da lohnt es genau hinzuhören, den eigenen Erfahrungsradius zu erweitern. Vieles, was einem im Leben an Schönem und Bedrohlichem, an Grauenhaftem und Überraschendem zustoßen kann, weiß ich allein von den Erfahrungen Anderer her.

Auf der anderen Seite bleibt mir am anderen Menschen vieles fremd, und ich muss aufpassen, dass ich nicht vorschnell und oberflächlich ein Verstehen suggeriere, das es in Wahrheit nicht gibt. Das beginnt bei einfachen Dingen. Natürlich weiß ich, was Schmerz ist. Aber wie der Andere sei-

nen Schmerz erlebt, bleibt mir im Grunde verschlossen. Es ist riskant, allzu schnell von der eigenen Erfahrung auf die Anderer zu schließen. Unsere alltagspsychologischen Erklärungsversuche, warum ein Anderer so oder so handelt, sich in dieser oder jener Weise äußert, in Wut gerät oder verstummt, werden dem Anderen oft in gar keiner Weise gerecht. Ebenso ist es mit schnell hingesagten Laiendiagnosen (ein »Depri«, ein »Schizo« usw.). Sie mögen uns selbst befriedigen. Was wir erklärt haben, beunruhigt nicht mehr. Aber wir bemächtigen uns damit des anderen Menschen, maßen uns an, über ihn Bescheid zu wissen, meinen, sein Innerstes enthüllt zu haben. Das aber kann nicht die Einstellung sein, in der wir denen begegnen, mit denen wir beruflich oder ehrenamtlich zu tun bekommen. So werden wir ihnen fachlich und erst recht menschlich nicht gerecht.

Herausforderung zur Liebe

Das ist die doppelte menschliche Herausforderung allen helfenden Handelns: Es kommt darauf an, vom Anderen her zu

**»Zur Humanität helfen-
den Handelns gehört
die Respektierung einer
unsichtbaren letzten
Grenze, die mich von
der Person des anderen
Menschen trennt.«**

denken, seine wahren Bedürfnisse zu entdecken und sich in die Verantwortung um ihn nehmen zu lassen. Zugleich ist aber das Anderssein des Anderen, seine unaustauschbare Individualität zu respektieren. Noch der in allen seinen körperlichen Belangen auf Hilfe

angewiesene Patient bleibt der Andere, dessen Geheimnis unenträtselt bleiben darf und muss. Zur Humanität helfenden Handelns gehört die Respektierung einer unsichtbaren

letzten Grenze, die mich von der Person des anderen Menschen trennt.

Die Achtung der Einmaligkeit und Unaustauschbarkeit des anderen Menschen hat ebenso viel mit der göttlichen Liebe zu tun wie die tatkräftige Hilfe, das tröstende Wort und das helfende Gespräch. Die Nächstenliebe ist es, die wir dem anderen Menschen in Diakonie, Seelsorge und Mission schuldig sind. Sie ist paradoxerweise immer beides zugleich: unerreichbar und jederzeit möglich.

Zusammenfassung

Für alles helfende Handeln ist entscheidend, mit welcher Grundeinstellung wir dem Anderen begegnen. Voraussetzung unserer Hilfe ist eine ungeteilte Wertschätzung seiner Person. Der Andere ist stets sowohl mir »gleich« wie auch »anders« als ich. Menschliches Helfen, das diesen Namen verdient, ereignet sich in dem widerspruchsvollen Miteinander von Fremdheit und Verstehen, von Nähe und Distanz.